

Maria in der Welt [hrsg. v. C. Opitz et al.]

Autor(en): **Wehrli-Johns, Martina**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **47 (1997)**

Heft 2

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

eine. Zwei Artikel thematisieren modernere diskursive Stränge, die das Verhältnis der Geschlechter stärker an die Geschlechtlichkeit und an die reproduktive Aufgabe der Einzelnen im Rahmen der Bemühungen um eine zahlreiche und «gesunde» Bevölkerung binden. Damit eröffnen sie einen Blick auf die erst begonnene Aufarbeitung des gedanklichen und praktischen Umgangs mit der Eugenik in der Schweiz.

Béatrice Ziegler, Zürich und Hinterkappelen

Allgemeine Geschichte / Histoire générale

C. Opitz, H. Röckelein, G. Signori, G. P. Marchal (Hg.): **Maria in der Welt.** Marienverehrung im Kontext der Sozialgeschichte 10.–18. Jahrhundert (Clio Lucernensis 2). Zürich, Chronos Verlag, 1993. 340 S., 39 Abb.

Der hier anzuzeigende Berichtband einer interdisziplinären Tagung in Luzern zeigt ein breites Spektrum von Möglichkeiten im Umgang mit Maria. Einzige Zielvorgabe an die fünfzehn Referenten und Referentinnen war der Wunsch nach einer stärkeren Berücksichtigung des gesellschaftlichen Kontextes und insbesondere der Funktionalität des Marienkultes. Es ist interessant zu verfolgen, wie diese Aufgabe von den einzelnen Fachdisziplinen gelöst wurde.

Der erste Teil wird von der Literaturwissenschaft bestritten und ist den Marienbildern und Marienleben in Kunst, Literatur und Wissenschaft gewidmet. H. Wenzel liefert dazu einen ebenso fundierten wie originellen Beitrag zum generellen Problem der Visualisierung von Sprache am Beispiel der Verkündigungsszene. Mit dem Zusammenwirken von Schrift und Bild wird nach Wenzel eine «audiovisuelle Wahrnehmung der Inkarnation» beabsichtigt, die aber nur dann ihr Ziel erreicht, wenn der Maler der medialen Situation der Gesellschaft Rechnung trägt. Am bildlichen Wandel der Verkündigungsszene lässt sich deshalb auch die zunehmende Verschriftlichung der Kommunikation im Laufe des Mittelalters ablesen. C. Brinker präsentiert neue Forschungsergebnisse zum Marienlob des Pseudo-Gottfried von Strassburg aus der Manessischen Handschrift, dessen drei Varianten hier erstmals ediert werden. Maria als «Bildnerin» der Frau tritt uns in den von S. Schmolinsky untersuchten Marienleben des 13. Jahrhunderts entgegen. Ihre Beobachtung, dass erst die Historisierung der apokryphen Marienberichte zur Vita ein über die Exemplarität der Gottesmutter hinausgehendes Rollenangebot für Frauen jeden Alters und jeden Standes ermöglichte, ist von allgemeinem Interesse für die mittelalterliche Hagiographie. In einer gehaltvollen Studie verfolgt M. Stolz die Stellung Marias im mittelalterlichen Wissenschaftsbetrieb. Den Schlüssel dazu bietet die Beziehung zwischen Maria und den Sieben Freien Künsten, wie sie etwa das Bildprogramm am südlichen Westportal von Chartres wiedergibt. Die Zuordnung von Maria und Artes reflektiert den Vorrang der Theologie vor den weltlichen Wissenschaften und der Philosophie. Als Sedes Sapientiae repräsentiert Maria somit ein Wissenschaftsverständnis, das von den hochmittelalterlichen Kathedralschulen bis zur landesherrlichen Universitätsgründung eines Karl IV. seine Gültigkeit bewahren sollte.

Im zweiten Teil des Bandes kommen dann geschlechtsspezifische Themen zur Sprache. Dass sich Maria dem «gender»-Aspekt nicht unbedingt willig erweist, gehört zu den Überraschungen der Tagung. M. Leisch-Kiesel befasst sich vom Ansatz der feministischen Theologie mit der bekannten Antithese Eva–Maria. Ihr Versuch einer Neuinterpretation der Bernwardstür – in summa keine antithetische Gegenüberstellung von Sündenfall und Auferstehung, sondern ein die Gleichheit der Geschlechter betonender

Heilsweg – vermag indessen nicht zu überzeugen, nicht zuletzt, weil der politische Kontext der ottonischen Mariologie gänzlich ausser acht gelassen wird. Möglichkeiten und Grenzen der feministischen Forschung werden auch im Referat von C. Bischoff deutlich. Sie untersucht gleichsam die Choreographie der Totenklage am Beispiel der Beweinung Christi, um den Wandel der emotionalen Aufgabenteilung sowohl zwischen Mann und Frau wie zwischen der Frau als Mutter und als Geliebte, alle drei modellhaft repräsentiert durch Johannes, Maria und Maria Magdalena, herauszuarbeiten. Da die Rollenverteilung bereits von der Theologie vorgenommen wurde, der Mutter Jesu die *Compassio*, der Büsserin die Sündenklage und Johannes den Schutz der Kirche, kann eine isolierte Kunstbetrachtung für diese Fragestellung nicht viel Neues zutage bringen. Kombiniert mit der Aufarbeitung des jeweiligen theologischen und sozialgeschichtlichen Hintergrundes können sich aber auch unerwartete Bezüge ergeben. So gelangt K. Arnold anhand von schriftlichen und bildlichen Zeugnissen zum Annenkult und zur Verehrung der hl. Sippe zum Ergebnis, dass die Kirche mit diesen neuen Devotionsformen ein Identifikationsangebot bereithielt, das dem neuen Familienbewusstsein des spätmittelalterlichen Stadtbürgertums entgegenkam. Offenbar war das Marienbild zu jener Zeit bereits soweit fixiert, dass es keine adäquate Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel mehr bot. Wie aus dem Beitrag von A. Conrad hervorgeht, hielten sich die in der katholischen Reformbewegung engagierten Ursulinen und Jesuitinnen jedenfalls in auffälliger Distanz zu Maria, ganz im Gegensatz zum Marienkult der entsprechenden Männergemeinschaften. Neben taktischen Gründen spielte dabei eine Rolle, dass das mit Maria verbundene Heiligkeitsmodell wenig Spielraum liess für den gewünschten aktiven Einsatz im Dienste der Glaubensunterweisung. Dieser Ausblick in die frühe Neuzeit wird ergänzt durch einen Beitrag von B. Hoffmann über die libertäre protestantische Sophienmystik des 17./18. Jahrhunderts. Ihr Versuch, die beiden pietistischen Heilswege Eva von Buttlars und der in geistiger Ehe lebenden Clara und Hector de Marsay aus dem Traditionszusammenhang einer abendländischen Sophienmystik heraus zu deuten, ist nicht unproblematisch. Naheliegender wäre es doch, nach den Quellen der Lehre Jakob Böhmes zu fragen, der sehr viel unmittelbarer auf den radikalen Pietismus gewirkt hat.

Der dritte Teil des Bandes kommt den Intentionen der Tagung zweifellos am nächsten. Hier wird in sechs historischen Beiträgen die politische Instrumentalisierung des Marienkultes in den Blick genommen. K. Schreiner, dessen ungemein reiches Buch über Maria inzwischen erschienen ist, greift den Aspekt der königlichen Abkunft Mariens auf, eine Vorstellung, mit der die karolingische Aristokratie für das Christentum gewonnen werden sollte und die bis ins Spätmittelalter zur Legitimierung des Adels herangezogen wurde. Sehr interessant sind auch die Ausführungen von D. Iogna-Prat über die Zusammenhänge zwischen der politischen Theologie von Cluny und dem vom ottonischen Kaiserhof favorisierten Helena-Kult. Maria erscheint darin als Begründerin einer politischen Anthropologie. Als reine Jungfrau legitimiert sie den Stand der Mönche zur Leitung der Kirche, als Mutter ist sie Vorbild Helenas und zusammen mit ihr Modell der die spirituelle Freiheit Clunys schützenden guten Kaiserin. G. Signori kann zeigen, dass Maria im Zisterzienserorden erst seit der Heiligsprechung Bernhards von Clairvaux zur Selbstdarstellung des Ordens herangezogen wurde. Durch das Medium der Mirakel- und Exempelliteratur fanden die zisterziensischen Marienlegenden ausserhalb des Ordens Verbreitung und halfen das die Forschung noch heute bestimmende Bild vom Mariendiener Bernhard zu festigen. Die Kehrseite des mittelalterlichen Marienkultes war ein wachsender Antijudaismus, gipfelnd in den Progromen von 1348–1350. Diesen Wurzeln des Antisemitismus geht H. Röckelein

nach. Ihr Interesse gilt der wenig untersuchten Praxis der Synagogenumwandlungen in Marienkirchen. Unrühlich hervorgeraten haben sich dabei sowohl Kaiser und Landesherren wie Städte und Universitäten. Das Marienpatrozinium lässt sich jedoch nicht mit der naheliegenden typologischen Erklärung Synagoge und Ecclesia begründen, auslösendes Moment dürfte hingegen der Vorwurf des Gottesmordes gewesen sein, der sich mit einer zum Judenhass steigenden Eucharistiefrömmigkeit verband – ein nachdenklich stimmendes Ergebnis. Die beiden letzten Beiträge werfen ein nicht weniger grelles Schlaglicht auf die Frömmigkeitspraxis in der Eidgenossenschaft. G. P. Marchal wertet das Verhörprotokoll über die Kriegsgreuel der Schwyzer im Alten Zürichkrieg aus. Er legt überzeugend dar, wie die den Schyzern zur Last gelegte Zerstörung von Marienbildern nicht als Unglauben zu deuten ist, sondern als Teil ihres gegen Zürich und den Bischof von Konstanz gerichteten politischen Kampfes. Die Akten des sogenannten Jetzerhandels werden von K. Utz Tresp in den grösseren Zusammenhang einer dominikanischen Werbekampagne für die Lehre von der befleckten Empfängnis Mariens gestellt. Die vorgetäuschten Marienerscheinungen brachten bekanntlich die Urheber der Betrugsaffäre auf den Scheiterhaufen. Wenn es um Maria ging, liess die städtische Obrigkeit nicht mit sich spassen.

Martina Wehrli-Johns, Pfaffhausen

Alois Riklin: **Ambrogio Lorenzettis politische Summe**. Bern/Wien (Stämpfli & Cie / Manzsche Verlags- und Universitätsbuchhandlung), 1996, 143 S.

Ambrogio Lorenzettis Fresken der guten und schlechten Regierung sind seit längerem Exerzierfeld historisch-politischer Ikonologie – wie auch andere Teile der Ausmalung des senesischen Stadtpalastes, dessen ganzheitliche, den Bogen vom Trecento bis zu den letzten Auftragswerken der kurz danach dem Herzogtum Toskana inkorporierten Republik schlagende Deutung jedoch noch aussteht. Eine solche Gesamtlektüre würde vermutlich eine fundamentale Wertekontinuität nachweisen: Beccafumis um die Mitte des 16. Jh.s gemalte Szenen des guten, d.h. die Klientel verachtenden, Gesetzestreue und patriotische Aufopferung als zentrale Normen internalisierenden Bürgers nehmen damit Leitmotive der älteren Werke Lorenzettis wieder auf. Deren Quellen, Aussagen und Bedeutung werden in der vorliegenden Studie in einer klugen, methodisch sortierenden, die verschiedenen konkurrierenden Interpretationen auf den Prüfstand stellenden Erörterung untersucht. Dieser Nagelprobe unterzogen, d.h. auf Plausibilität und Ergiebigkeit für eine politikwissenschaftliche Perspektive hin betrachtet, werden drei Haupt- und fünf Nebenansätze: weder der aristotelisch-thomistische noch der in der Bildersprache Lorenzettis «prähumanistische» Spuren entdeckende oder der die Botschaft der Werke zu den Verfassungs-Strukturen Sienas unter dem Regime der Nove in Beziehung setzende Zugang allein, so Riklin, vermögen die komplexe Aussage erschöpfend zu deuten, die sich nur bei einer kombinierten, multimotivischen Sicht erschliesst, die vor allem die unleugbar aristotelischen Wurzeln und die ebenso unübersehbare politisch-apologetische Ebene miteinander verbindet. Diese in bemerkenswert eingängiger, unpräntiöser Sprache vorgetragene, interdisziplinäre, d.h. ikonologisch-politikwissenschaftliche, Arbeit vermag aufgrund von Einfühlsamkeit und common sense insgesamt zu überzeugen, d.h. die behandelten Kunstwerke in den Kontext der politischen Verhältnisse und Ideen zu verorten. Aus der Sicht des ikonologisch forschenden Historikers wäre allerdings die nur sehr knapp abgehandelte «propagandistische», zu ergänzen wäre: propagandistisch-funktionale, Deutung ausbaufähig, weil sie m.E. einen zusätzlichen Zugang zur – zugegebenermassen komplexen – Bildausgabe freizulegen vermag. Die Fresken der guten und der schlechten Regierung erschei-